

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 4

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 4
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
28. Januar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Nicht die Dinge, die wir sehen . . .

Von Anna Stauffacher.

Nicht die Dinge, die wir sehen,
Sind es, die das Sein bestimmen.
Aber hinter ihnen flehen
Unsrer Zukunft schwere Stimmen,
Und sie kündigen von der Wertung
Unsres Lebens einst'ger Klarheit:
Nur durch dieses Lebens Härtung
Wird die Seele reif zur Wahrheit.

Denn dein Leib wird von dir fallen
Wie das müde Laub vom Baume:
Gliederlos, leiblos wirst du werden
Nach dem schweren Lebenstraume.
Doch die Seele nimmt dein Sehnen
Mit in jene andern Welten,
Da des Lebens kleine Dinge
Nicht mehr gelten . . .

Der Vogel im Käfig.

Roman von Liza Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

4

Rahel fiel es gar nicht ein, die Mutter um irgend eine Erlaubnis zu fragen. Sie wandte sich in allen Dingen an Tante Adeline. Die wußte alles, die befahl und verbot, erlaubte, was ihr passend schien, und sorgte nicht mit Geschenken, sei es an Geburtstagen, sei es an Weihnachten, und wenn der kleinen Rahel ein Wunsch erfüllt wurde, wurde er auch so erfüllt, daß nichts daran auszusetzen war.

Am dem Morgen also, an dem Ottilie ihren Posten als Haushälterin so tadellos ausfüllte, trottete ihr Töchterchen die Landstraße entlang, bog dann in die Pappelallee und verlor sich zuletzt im Wald, der dicht am See begann und mit ausgebreiteten Tannenzäpfen da stand, wie eine Mutter, die darauf wartet, ihr Kind, wenn es dem Bad entstieg, in weiche, warme Mäntel zu hüllen. In diesen weichen Mäntel, in dies dunkle, stille Grün tauchte Rahel, und wandelte auf ihren kleinen Füßchen sorglos über die dichtesten Wurzeln durch die struppigsten Farrenkräuter, und über den knorrigsten Esen, der über den Erdboden kroch und an den hohen Tannen hinaufstrebte. Rahel zerrte eine dieser langen Ranken von der Erde los, und steckte sie sich in den Gürtel, daß sie über das rote Kleidchen herabhing und raschelnd hinter ihr her schleifte. Das gefiel ihr über die Mähen. Eine zweite und dritte Ranke umspann sie bald, einen Kranz setzte sie sich auf die dunkeln Haare, und sah in ihrem Schmuck so selbstsam aus, daß sie wohl für ein geheimnisvolles Waldgeschöpflein hätte gelten können, das von irgendeinem Baum herabgefallen, aus irgendeinem Busch gekrochen oder der Quelle entsprungen sein mochte, die aus einem niedrig ge-

bauten Felsen durch das Moos siderte. Sie lief den wenigen Schmetterlingen nach, die im Walde ihre Heimat haben, sah erstaunt grüne Eidechsen über sonnige Steine schlüpfen, betrachtete Käferlein und Schnecken, und stand dann plötzlich still.

Sie hörte Musik. Aufmerksam nach allen Seiten lauschte sie, bis sie merkte, daß die tausend Stimmen des Waldes sich zu einer einzigen vereinten, und so harmonisch sich verbunden hatten, daß es dem Kind vorkam, es gehe in einer unbekannten Welt, und der Wald rede zu ihm. Sie sah hinauf in die grünen, sonnendurchschienenen Kronen der Laubbäume, in der helle, smaragdgrüne Lichter funkelten, und sah dort Vögel hin und her fliegen, zwitschern, jubilieren. Da glaubte Rahel, sie seien es, die so hundertfältig rauschend zu ihr sprachen. Lange stand sie unbeweglich und schaute hinauf. Dann wurde sie müde, setzte sich unter einen Baum, ließ die Händchen zu beiden Seiten des roten Röckleins in das Moos fallen und schloß ein. Träumend lachte sie.

Daheim vermiste man sie endlich. Karolina, Belusa und das Schulmädchen, das in allen freien Stunden im Garten half, wurden ausgesandt, um das Kind zu suchen. Als man es endlich fand und heimzerrte, war es noch befangen von dem, was es erlebt und in seine kleine, offene Seele aufgenommen hatte. Es begriff endlich, daß es nicht hätte von Hause fortlaufen sollen, und weinte sich in der Apfelkammer, wohin es zur Strafe eingesperrt wurde, noch einmal in Schlaf. Aber diesmal wurde es nicht von den märchenhaften, den leise tönenden Harmonien des Wal-

des umspinnen. Hart und zuckend spielte eine Nähmaschine in seinem Traum, und ließ es glauben, es fallen Steine vom Himmel auf seine Hand, so daß es schmerzlich die feine Stirne runzelte, und sich zu fürchten anfang.

Nach dem Wald und seinem Rauschen behielt das Kind lange eine wehe Sehnsucht. — — —

Im Dorf, wenige Schritte vom weißen Haus entfernt, hing an einem eingezwängten Haus eine Tafel heraus, die in goldenen, schwarz umrankten Buchstaben ein Wort trug, das der Phantasie des Lesers Tür und Tor öffnete und ihr so viel Spielraum ließ, daß sie sich vom einfachen Besen und Marktkorb bis zu den Schätzen Arabiens, den blumenbunten Teppichen der Türkei und den in Diamanten gefaßten Kleinodien Persiens ergehen konnte, sich mit den zartesten Schleiern zu schmücken in Versuchung geriet, aber auch in den engsten Schranken, zum Beispiel denen eines Schulfingerringes, nicht zu kurz zu kommen brauchte, denn in diesem Falle begnügte sie sich mit Schiefertafeln, Marmeln, und wenn's hoch kam, mit roten, blauen und grünen Luftballons, die von Zeit zu Zeit vor der Türe schwannten. „Basar“ hieß das Zauberwort, das eben dieser Phantasie den Berg Sesam öffnete, damit sie zu aller der Herrlichkeit eingehen konnte.

Sinter dem Ladentisch waltete eine Frau mit warmen, lieben Händen, aus deren gütigen Augen die Mütterlichkeit strahlte, die einem jeden in warmen Wellen entgegen schlug. Daß, wenn sie schwieg, ein Zug des Schmerzes ihren Mund umspielte, war wohl eher ein Beweis dafür als dagegen, denn wo wäre Mütterlichkeit nicht mit Schmerzen erkauft worden? Diese Mutter hatte mit großem Leid ihre Liebe bezahlen müssen und bezahlte sie noch alle Tage, denn ihr Sohn, ihr einziges Kind, war blind. Tausend Hände hatte sie sich gewünscht, um sie mildernd ihm unter die Füße zu breiten, tausend Augen hätte sie ihm leihen mögen, da die seinen versagten, und die Kraft eines Riesen erbat sie sich von Gott, um ihren Sohn ihr Leben lang schützen zu können, da er sich selbst nicht zu schützen vermochte. Sie rang mit Gott, als das Unglück geschehen, um Ergebung in seinen Willen und um Stille. Es wurde aus dem schwachen Knaben der Stab, auf den die Mutter sich stützte, wenn sie müde von ihrer Arbeit und erschöpft von dem Kampfe gegen die Bitterkeit, die sich in ihrem Herzen ansammeln wollte, sich zu dem Blinden setzte, und er ihre Hand in der seinen hielt. Er tröstete sie, bis es nicht mehr nötig war, sie zu trösten.

Nun vermochte sie es, zu lächeln, wenn man sie, oder den jungen Mann bedauern wollte, der in einer kleinen Stube neben dem Basar am Fenster saß und zu dem die Vanillen und Nelken herauf dufteten. Die Mutter wußte, daß er nicht nur Ergebung und Ruhe gefunden hatte, sondern Lebensfreude. Eine Freude, die nicht im roten Gewande einherging, aber in weißem, und die nicht mit Kirchenglocken läutete, sondern nur mit zarten Silberglöcklein, doch mit so hellem Ton, mit so reinem Klang, daß jeder, der die Glöcklein läuten hörte, innerlich mitsang. Hatten sie doch die Tränen der Mutter zu trocknen verstanden, und endlich, endlich, den Glauben, daß alles, was geschah, zum besten geschah, zu weiden und zu stärken vermocht. Darauf war im Herzen der Mutter Sonntagsstille eingekehrt, deren

sie sich mitten im Getümmel eines Marktdienstags bewußt blieb.

Lange hatte die Mutter bei ihrem Sohne in die Lehre gehen müssen, lange der Sohn bei seinem Gott. Und die Lehre war hart gewesen. Jahre waren darüber hingegangen, bis des Blinden erleuchtetes Gesicht den vielen strahlte, die seiner bedurften. Wie eine kostbare und herrliche Blume in einem weiten Garten die Bienen und Schmetterlinge anlockt, um Freude oder Honig zu schenken, so kamen von weit her die Kinder und die, die gerne noch Kinder geblieben wären, um sich Trost, Freude und Ruhe zu holen.

Rahel hatte schon oft ihren Weg in den Basar gefunden, angelockt durch die zaubervollen Luftballons, die sie von Zeit zu Zeit sich holen durfte. Und schenkte dabei durch das große Glasfenster hinüber zu dem Blinden, dessen Gebrechen ihr Furcht einflößte. Sie begehrte nie, hinüber zu ihm zu gehen, obgleich sie von den Dorfkindern manches von ihm gehört hatte, und wurde weder von der Mutter noch von Frau Pettipierre aufgefordert, es zu tun. Adeline fürchtete für das Kind, daß dessen ästhetisches Gefühl und seine stark arbeitende Phantasie durch den Anblick der leblosen Augen des Blinden verletzt werden könnte. Von dem Licht, das von ihm ausging, wußte sie nichts.

Eines Tages aber saß Rahel auf dem Streifen Gras und Sand, der den Garten des weißen Hauses vom See trennte, und das sie als „ihren“ Sand betrachtete, als der Blinde, geführt von einem achtjährigen Jungen, sich neben ihr niederließ. Die Augen waren durch eine dunkle Brille geschützt. Das Gesicht des ungefähr achtzehnjährigen jungen Mannes mußte dennoch für Rahel anziehend gewirkt haben, denn nach dem ersten, scheuen Blick sagte sie zu ihm: „Kannst du meine Schifflein nicht sehen? Da schwimmen sie.“ Der Blinde lächelte. „Nein, ich sehe sie nicht. Aber erzähle mir doch von ihnen; willst du?“ Das tat Rahel sogleich mit Eifer.

„Sie sehen aus wie Erbsenschoten. Nicht grün, weißt du, aber weiß. Und es steht ein Zinnsoldat drin. Der will alle Fische im See schießen, denn er hat hundert Kinder, und die wollen die Fische essen.“

„Oh“, sagte der Blinde, „der hat es gut, daß er hundert Kinder hat.“

„Nein“, sagte Rahel. „Tante Adeline sagt, drei Kinder seien genug, und Caroline sagt, eines sei schon unnötig. Sie sei froh, daß sie keine habe, es sei an mir schon zuviel.“

„Sie scherzen“, sagte ernst der Blinde. „Und du, möchtest du einen Bruder haben oder eine Schwester?“

„O ja“, sagte Rahel. „Aber ich habe den Sidnen. Der spielt mit mir.“ Sie erklärte, wer Sidnen sei. „Tante Maries Bub und Monikas Balg“, sagte sie ernsthaft. „Hast du keine Mutter? fragte der Blinde, „und wie heißt du?“ „Rahel Lenz“, sagte das Kind. „Und ich habe eine Mutter, natürlich.“

„Und einen Vater“, fragte der Blinde. „Nein“, sagte Rahel kurz. „Ich habe nie einen gehabt, nicht einmal als ich zur Welt kam.“ Nun wußte Johannes, wer das Kind war, mit dem er sprach, denn Rahels Lebensgeschichte war einem jeden im Dorf bekannt.

„Hast du auch Kinder?“ fragte nun das Kind. — „Nein, aber alle Kinder habe ich lieb. Dich auch.“ — „Das

ist recht“, sagte Rahel. „Nun habe ich zwei.“ — „Wie zwei?“ — „Zwei, die mich liebhaben, nein, drei. Du, der Belusa und der Sidney.“

Des Blinden feines Gefühl sagte ihm, daß da etwas nicht in Ordnung sei, denn wenn ein kleines Kind nicht seine Mutter lieber hat als alles in der Welt, so ist diese Mutter falsche Wege gegangen.

Rahel schenkte dem Blinden eine Muschel. „Sie riecht nach dem Meermann“, sagte sie. „Riech einmal.“ Der Blinde versprach ihr dafür ein Körbchen, sie müsse aber zu ihm kommen und es holen, denn er könne ja den Weg zu ihr nicht finden. Der kleine Bursche, der ihn geführt, sagte nun scheu und hastig: „Oh, ich führe dich schon“; aber es blieb bei der Abrede. Rahel konnte es kaum erwarten, daheim von ihrem Erlebnis zu erzählen. Sie stand rasch auf, wuschte sich den Sand von den Kleidern und lief mit einem kurzen Gruß davon. Ihre Schifflin vergaß sie auf dem Wasser. Sie legten sich schief auf die glänzende, kaum zwei Finger hohe Fläche, die leise atmend die klaren Riesel bedeckte.

„Und ich soll zu ihm kommen, und er gibt mir ein Binsenkörbchen und erzählt mir eine Geschichte. Und er kann gar nichts sehen, die Schifflin auch nicht, und seine Mutter ist die Frau im Bazar, und er heißt Johannes, aber seine Mutter sagt ihm Hannes. Darf ich morgen zu ihm gehen?“ Fragend sahen Rahels glänzende Augen zu Adeline auf.

Karoline und sie sahen einander an. „Ich will sehen“, sagte Frau Pettipierre. „Vielleicht geht Karoline mit dir.“ Aber da erlosch Rahels Freude. „Ich will allein gehen“, sagte sie heftig. Sie wußte, daß Karoline sie fest an der Hand halten würde und mit dem Blinden lauter langweiliges Zeug reden würde und daß sie das Körbchen nehmen würde und es ihr erst draußen geben. „Ich will allein gehen“, trockte sie, und zugleich traten ihr die Tränen in die Augen.

„Gut. Aber deine Mutter begleitet dich“, sagte Adeline, und das war der Ton, gegen den Rahel unter keinen Umständen anzukämpfen vermochte.

Am nächsten Tage ging Otilie mit der Kleinen zu dem Blinden. Sie begrüßte ihn sehr huldvoll, nahm mit vielen Worten das Binsenkörbchen für Rahel in Empfang, gab es ihr freilich mit der Aufforderung, nun auch zu danken — Rahel war mit dieser Aufforderung ihr Leben lang wahrhaft gemartert worden —, tat noch einige leutselige Fragen, ob der Blinde sich nicht sehr langweile und ob er sich sehr schwer in sein trauriges Schicksal gefunden,



E. Liebermann: Bach im Winter.

Winterbild.

Damm und Graben überschneit,
Blatt der Strom gefroren,
Seine Ufer ziehen weit
In den Duft verloren.

Wiese und den Murrelbach
Such ich heut vergeblich,
Statt der Farben mannigfaltig
Alles weiß und neblig.

Gleich als käm ich auf Besuch
Einem Freunde wieder,
Doch es deckt ein Leichentuch
Seine starren Glieder.

Martin Greif.

überreichte ihm ein Körbchen mit frisch gepflückten Birnen, empfahl Rahel, nun Lebewohl zu sagen und ging. Das Kind trottete hinter der Mutter her, mit der Gewißheit, daß ihm Unrecht geschehen. Doch fand es die Worte nicht, sich zu wehren, und fing plötzlich an zu weinen.

„Ich will das Körbchen nicht“, schrie sie, „ich werfe es in den See.“ Und da flog das kleine Gebilde auch schon ins Wasser, blieb aber im leichten Sand liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismus.

Es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu sein; und es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und Zukunft reizender zu finden als die Gegenwart.

Bichotte.